Annonciren!

Humoreske von R. Schaumburg.

„Ein junger Kaufmann von angenehmem Aeußern wünscht, um sein Geschäft in geeigneter Weise ausdehnen zu können, die Bekanntschaft einer jungen, wirthschaftlichen Dame mit disponiblem Vermögen behufs baldiger Verheirathung zu machen. Ernstgemeinte Anerbieten nebst Photographie, die nichtkonvenirenden Falles sofort retournirt wird, wolle man unter „Zukunft" an Rudolf Mosse in M. einreichen."

So las in der guten Stube des Gasthofs „Zum goldenen Lamm" der Provinzialstadt X. Clara, die Tochter des Hauses, laut und pathetisch ihren fröhlichen Zuhörerinnen aus der Zeitung vor. Es war nämlich ihr Geburtstag, und sie hatte zu dieser Feier ihre sämmtlichen Freundinnen zu sich geladen.

„Na, wer fühlt ein menschliches Rühren, die Geschäftsausdehnerin dieses unternehmenden Merkurjüngers zu werden!"

Aus dem darauf folgenden Tohuwabohu war nur soviel zu entnehmen, daß die Meinung Aller dahin ginge, man müsse sich einen Jux machen.

„Ruhe, Ihr Gänseheerde!" schrie Clara endlich den Lärm nieder. „Natürlich machen wir uns einen Jux. Und zwar schlagen wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe todt, wißt Ihr, wir wischen der Martha da drüben eins aus." Sie deutete durch das Fenster nach dem gegenüberliegenden Hause, an dem mit Riesenlettern geschrieben stand: Materialwaaren-, Colonialwaaren- und Landesproduktengeschäft von J. G. C. Queckler. „Der hochnäsigen Trine kann es nicht schaden, wenn sie sich einmal ärgert, daß sie grün und gelb wird. Warum ist sie heute auf meine Einladung nicht gekommen? Immer muß sie etwas Besonderes haben! Ist sie vielleicht etwas Besseres als wir, die — die...."

„Sie hat wahrscheinlich keine Zeit, liebe Clara," warf ein junges Mädchen der erbosten Sprecherin begütigend ein, „Du weißt, seit dem Tode ihrer Mutter ruht viel auf ihr."

„Ach was, so ein Stündchen am Nachmittag kann sich Jeder freimachen! Nein, Hochmuth ist es, Koketterie, weiter nichts.

„Jawohl," hieß es von allen Seiten, „Clara hat Recht, die muß einen Denkzettel kriegen."

„Na, dann hört zu!" Und geheimnißvoll rückten die Verschworenen zusammen. „Ich habe auf dem Zimmer meines Bruders, des Studenten, eine Photographie gefunden — reizend, sage ich Euch, für unsern Zweck. Gebt Acht!" Sie stand auf und ging nach der Kommode. „Na, was sagt Ihr dazu!" Und sie hielt triumphirend das Bild den neugierig aufspringenden Dämchen unter die respektiven Näschen. Es stellte ein Weib mit einem Bakoniergesicht und einer mächtigen Warze auf der einen Wange dar — wahrscheinlich eine Riesendame oder sonst eine Sehenswürdigkeit von einem Schützenfeste.

„Wird das nicht himmlisch, wenn dieses Ungethüm an die Martha zurückkommt: Mein Fräulein, Sie sind mir zu schön — und zu jung — gar zu liebreizend!"

„Köstlich, köstlich!" Und die Rotte Korah führte einen Tanz auf, der den Sioux auf dem Kriegspfade alle Ehre gemacht haben würde.

Nachdem sich der Freudentaumel etwas gelegt hatte, dekretirte Clara:

„Du, Luise, mußt das Schreiben besorgen. Du hast eine Hand wie ein Kaufmann. Natürlich mußt Du sie verstellen. Und um der Sache den nöthigen kaufmännischen Pfiff zu geben, werde ich meinem Vater einen großen Briefbogen und ein Geschäftskouvert wegstibitzen."

Im Handumdrehen waren die Utensilien zur Stelle.

„Nun heißt es, fein säuberlich ein Schreiben im Queckler'schen Sinne aufzusetzen. Seine stehende Redensart darf natürlich nicht fehlen: Nur immer annonciren, Leute, immer annonciren. Die Annonce ist die Seele des Geschäfts!" persiflirte Clara. Und: „Ich habe keine Zeit, großartig viel zu thun," eine andere.

Und unter Lachen und Johlen kam folgendes Schreiben zu stande:

Geehrter Herr!

Antwortlich Ihrer geehrten Heirathsannonce theile ich Ihnen mit, daß ich auf dieselbe reflektire und folgt die gewünschte Photographie meiner Tochter in der Anlage mit. Ich habe keine Zeit, lange Briefe zu schreiben. Nur soviel diene Ihnen zur gefälligen Kenntnißnahme, daß ich den Annoncenweg auch in Heirathssachen für ganz großartig vernünftig halte. Annonciren, immer annonciren, die Annonce ist die Seele des Geschäfts. Ich gewärtige, daß er auch in diesem Falle sich bewähren und zu einer Einigung führen wird. Ich sehe Ihren weiteren werthen Nachrichten gern entgegen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

J. G. C. Queckler
Materialwaaren-, Colonialwaaren- und Landesproduktengeschäft.

„So," sagte Clara, indem sie den Bogen brach und in das Couvert steckte, „auf dem Heimwege nehmt Ihr ihn mit zur Post."

* * *

Einige Tage später ging der Kaufmann Hugo Angermann gedankenschwer in seinem Comptoir auf und ab, hin und wieder einen Blick auf einen Stoß Briefe werfend, die auf dem Tische lagen. Es war ein hochgewachsener Mann, dessen männlich schönes Gesicht ein blonder Vollbart umrahmte.

Mit einem kleinen Privatvermögen und den Ersparnissen, die er während seiner früheren Thätigkeit als Geschäftsreisender gemacht hatte, hatte er sein Geschäft begründet. Bald jedoch merkte er, daß dieses nicht ausreichte, um in der rasenden Konkurrenzhetze der Großstadt vortheilhaft seinen Stand behaupten zu können. Aber woher das Fehlende nehmen? „Heirathe ein reiches Mädchen, das ist das Einfachste," sagten seine Freunde, „wozu giebts Heirathsbureaux und Heirathsgesuche?" Obgleich sich sein Gefühl lange dagegen sträubte, hatte er den Rath endlich doch befolgt. Und das Resultat lag nun auf dem Tische. Aber unter der Menge der Offerten hatte ihm bis jetzt keine zugesagt. Er schnitt die letzte auf, die Queckler'sche. Der Name war ihm nicht unbekannt, und schon wollte er erleichtert aufathmen. Als er aber die Photographie ansah —! Abscheulich — ihm so etwas anzubieten! Erbost schleuderte er den Brief auf den Tisch — dabei flog der Bogen auseinander, und da sah er, daß auf der dritten Seite noch etwas geschrieben stand — in flüchtigen Zügen, offenbar ein Brouillon: „Sie vertrösten mich wieder bis zum nächsten Ersten! Halten Sie mich vielleicht für Ihren Hanswurst. Wenn ich binnen drei Tagen mein Geld nicht habe, gehe ich zum Advokaten. Und außerdem, wenn ich Sie 'mal in die Mache kriege, schlage ich Ihnen alle Knochen im Leibe entzwei."

Hugo Angermann mußte lachen. Das war offenbar ein ganz origineller Kauz, dieser J. G. C. Queckler, mit dem sich jedenfals auskommen ließ. Wer schimpft, der kauft. Aber das alte häßliche Ungethüm von Tochter! Er schüttelte sich.

Da durchzuckte ihn ein Gedanke. Dieser Queckler hatte dasselbe Geschäft wie er und konnte sich deshalb ohne Zweifel in seine Lage denken. Wenn er Verbindung mit ihm suchte — sich ihm anvertraute, ihn um Hilfe bat! Im Sturmschritt durchmaß er das Zimmer. Das war ein Ausweg, das mußte einer sein. Fort mit der Gewaltheirath!

Und hoffnungsfroh dampfte Hugo Angermann schon am nächsten Morgen X entgegen.

* * *

In seinem Kaufladen stand Herr J. G. C. Queckler, eine kleine, spindeldürre Gestalt mit einem glattgeschorenen Kugelkopfe, aus dem ein Paar helle Aeuglein blitzten, welche wie bei einem Spatze überall zugleich waren. Das Hervorstechendste an ihm aber waren seine geradezu vorsintfluthlichen Hände, die wie ein Paar Lawn Tennis-Rackets aus den kurzen, engen Rockärmeln herausstarrten, und mit denen er seinem „großartigen" Denken und Thun die ausgiebigste mimische Bekräftigung verlieh. Denn bei ihm war stets alles „ganz großartig", besonders seine Waaren.

Heute war Wochenmarkt. An solchem Tage glich Queckler's Laden einem Bienenstocke. Vom frühen Morgen strömten da die Landbewohner der Umgegend aus und ein: sie waren nicht nur seine Kunden, sondern auch seine Lieferanten. Denn Queckler machte alles, er wies kein Geschäft von der Hand — und hatte in Folge dessen nie Zeit, stets war er in fieberhafter Thätigkeit.

Wie ein Wirbelwind fegte er am Ladentische hin und her und dirigirte durch die schwungvollsten Bewegungen eines seiner Lawn Tennis-Rackets seine Untergebenen wie ein Kapellmeister seine Musikerschaar. Dann schoß er wieder wie ein Glasmännchen an der Treppe in die Höhe, wenn etwa ein Päckchen „Varinas linker Hand oben" verlangt wurde.

So ging es bis gegen Mittag, wo der Schwarm der Kundschaft sich nach und nach verlief. Da wurde Herrn J. G. C. Queckler Herr Hugo Angermann gemeldet. Letzterer trat ihm im Privatkomptoir auf das Liebenswürdigste entgegen und sagte ihm viel Schmeichelhaftes über den Ruf der Firma J. G. C. Queckler, der ihn auf einer Reise nicht habe vorbeifahren lassen, ohne den Inhaber derselben kennen gelernt zu haben. Bald war eine fachmännische Unterhaltung im Gange, und eine der ersten Fragen Quecklers war natürlich: „Was halten Sie vom Annonciren?"

„Ich halte die Annonce für die Seele des Geschäfts," antwortete der junge Mann prompt, der sich natürlich sofort der Floskeln in dem Briefe erinnerte. „Aber intensiv muß man annonciren, verehrter Herr Queckler. Sehen Sie, beim ersten Male sehen die Leute darüber hinweg, beim zweiten Male schauen sie sich die Annonce an, beim dritten Male lesen sie sie, und beim vierten Male sagen sie sich: „Da mußt du doch 'mal hingehen und probiren!"

Queckler, der schon bei den ersten Worten Angermanns wie eine Sonne strahlend auf dem Stuhle hin und her gerutscht war, flog jetzt in die Höhe wie von einer Tarantel gestochen.

„Mann, Mann, das sind ja ganz großartige Ansichten, ganz großartig gesunde Ansichten!" Er fegte wie ein Wahnsinniger in dem kleinen Raume umher, so daß alle Fliegen rebellisch wurden und entsetzt hinter den Ofen flüchteten — und die Lawn-tennis-Rackets schlugen die halsbrecherischsten Purzelbäume über seinem Haupte. „Mann — Mann — Sie sind mein Mann!" Mit einem Ruck blieb er vor seinem Gaste stehen. „Sind Sie verheirathet?"

„Nein," klang es zögernd.

„Sie heirathen meine Tochter!"

Jetzt fuhr Angermann wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe: „Aber im Gegentheil! Ich denke nicht daran —!"

„Papperlapapp! Sie heirathen meine Tochter! Das wird ja ganz großartig!" Und sofort schwirrten ihm die krausesten Plänchen durch den Kopf. Schwiegersohn in der Residenz — Engros-Lager — Pflaumenmus und saure Gurken — Möhrensaft und Gerstengraupen — Sauerkraut und Kuhkäse — großartiger Massen-Absatz. „Martha," schrie er zur Thür hinaus, „komm' 'mal herein, mein Lämmchen!"

„Aber ich will nicht!" protestirte der junge Mann. „Was fällt Ihnen denn ein!"

In diesem Augenblicke erschien ein Mädchen in der Thür, eine schlanke, kraftstrotzende Gestalt mit einem von dunklen Locken überschatteten, blühenden Gesicht. Angermann stand wie geblendet.

„Na," machte Queckler mit stolzüberlegenem Lächeln.

Angermann schaute vollständig baff von Einem zum Andern. „Aber das ist doch gar nicht Ihre Tochter!" platzte er endlich heraus.

„Famos!" krähte der Alte. „Jetzt kenne ich meine eigene Tochter nicht!"

„Das ist wirklich Ihre Tochter?"

„Na ob! Aber wenn Sie sie nicht wollen — dann nicht!"

Jetzt lief auch Angermann, wie man zu sagen pflegt, die Laus über die Leber. „Herr!" schrie er, „was fällt Ihnen ein? Denken Sie vielleicht, ich bin Ihr Hanswurst? Sie sehen, ich kann auch grob werden, wie Sie!"

Queckler stand mit offenem Munde.

„Da, haben Sie!" Und der Erboste warf den bewußten Brief und das Bild auf den Tisch. „Wie können sie sich erlauben, mich in dieser blödsinnigen Weise zu uzen?"

Queckler las und sah, und ebenso Martha über seine Schulter hinweg. Nachdem sie damit zu Ende waren, sank die Tochter mit lautem Aufschluchzen auf einen Stuhl und der Vater drehte mit dummem Gesicht seiner Gewohnheit gemäß den Brief um und um. Dabei bemerkte er die Notiz auf der dritten Seite, erkannte die Hand seines Freundes aus dem „Goldenen Lamm" — und sofort war ihm alles klar. Und während Angermann schimpfte wie ein Rohrsperling und Martha in einem fort jammerte: „Ach Gott, ach Gott! Die Schande, das überleb' ich nicht!" lief er wie ein Wiesel begütigend von Einem zum Andern: „Aber Kinder, Herr Annoncemann — Angermann, wollte ich sagen — Martha, so nehmt doch nur Annoncen — ah, Vernunft an! Es wird ja alles gut, gleich werde ich die Sache in's Lot bringen!"

Und in dem richtigen Gefühl, daß die jungen Leute sich besser allein verständigen würden, — denn daß eine solche Verständigung erfolgen, sein Plan sich realisiren würde, stand ja bombenfest — schoß er hinaus und über die Straße in das „Goldene Lamm", wo ihm sein Freund Gastwirth schon im Thorweg wie ein wandelndes Orhöft entgegengewuchtet kam.

„Das haben sie an der Gläre ihrem Geburtstag ausgeheckt," knurrte dieser erbost, nachdem er aufgeklärt war. „Die Teufelsbraten soll doch gleich —! Das ganze Consilium ist wieder hinten im Garten zusammen. Komm!"

„Halt," sagte Queckler ganz verschmitzt, „die Sache ist ja garnicht schlimm, im Gegentheil. Aber einen Schreck wollen wir den Mädels in den Leib jagen. Paß auf, das giebt einen Spaß."

Wie ein zürnender Zeus schritt er nach der Laube, wo die Mädchen sich befanden, die bereits Lunte gerochen hatten und nun mit bleichem Entsetzen die Katastrophe herannahen sahen. Mit großartiger Geberde hielt er ihnen den Brief und das Bild hin und wies auf die Schrift des „Goldenen Lammes" auf der dritten Seite. „Der Verräther schlummert nicht," begann er mit hohler Stimme: „O, Ihr thörichten, leichtsinnigen Kinder! Wißt Ihr, was Ihr mir gethan habt? Was Ihr werdet schwer, schwer büßen müssen? — Nein, Ihr wißt es nicht! Wißt Ihr, was der gute Name für den Kaufmann ist? Das ist sein Alles, sein heiligstes Palladium! Und dieses heilige Palladium habt Ihr zertrümmert — mein Alles habt Ihr mir geraubt! Jawohl, schändlich geraubt!" Geraubt — Donnerwetter, da fiel ihm etwas ein, was er mal im Theater gehört hat, das paßte ja ganz famos hierher. Er stellte sich in Positur, und die Lawn-tennis-Rackets traten in die fieberhafteste Thätigkeit: „Wer mir mein Portemonnaie stiehlt, das ist Lumperei, 's ist was, 's ist nichts, und wohl bekomm's dem Spitzbuben, wenn er nicht erwischt wird. Aber wer mir meinen guten Namen raubt, der beraubt mich dessen, was ihn nicht reicher macht, mich aber arm, bettel ha — ha — ha — harm!" Seine Stimme ging in ein gurgelndes Glucksen aus, und er wandte sich und rannte davon. Das „goldene Lamm", das dabei gestanden hatte mit einem Gesichte und mit Grimassen, als ob er am Galgen hinge, that desgleichen und watschelte so arg wie möglich hinterdrein. Drinnen in der Stube aber warfen sich die Beiden auf das Kanapee und lachten — lachten, bis ihnen alle Haare weh thaten — während die niedergeschmetterten Dämchen draußen überlegten, welche Todesart wohl die amüsanteste sei.

Nun, sie brauchten sich nicht selbstzumördern, es wurde nicht so schlimm, im Gegentheil, wie Queckler kaltulirt hatte, sehr gut.

Und als auf der Hochzeit Hugo Angermanns und Martha Quecklers die Stimmung feuchtfröhlich geworden war, fühlte auch Herr J. G. C. Queckler das Bedürfniß, an sein Glas zu klingen:

„Meine Herrschaften, ich habe keine lange Zeit, große Reden zu halten. Nur das möchte ich betonen, daß die Annonce die Seele des Geschäftes ist, wie Sie hier wieder einen lebendigen Beweis haben. Also annonciren, meine Herrschaften, immer annonciren! Annonciren ist in allen Dingen gut!"

Der Kondukteur.

Von Louise Todtenhaupt.

Kleine Landhäuser mit bescheidenen Gärten — blühende Obstbäume, Wiesen und weite Felder; in der Ferne eine steil ansteigende Straße mit unansehnlichen Etagenhäusern. Endstation der Pferdebahn. Zehn Minuten Rast für den Kondukteur. Drei kleine Kinder sitzen schon seit einer Viertelstunde ganz still auf der schmalen Holzbank und warten auf den Vater. Endlich! Die Kleinen laufen ihm entgegen. Das älteste Kind, ein zartes neunjähriges Mädchen, bringt dem Vater den schweren Ueberzieher entgegen. „Es ist so kalt, wenn die Sonne untergeht! Vater, zieh den Mantel an, daß Du Dich nicht verkühlst!"

Er küßt das Kind, das sein besonderer Liebling ist. „Danke, mein lütt Deern!"

Der kaum um ein Jahr jüngere Bruder hat dem Vater die lederne Geldtasche und die Blechtrommel mit den gelben und blauen Pferdebahnzetteln abgenommen. Nun spielt er, daß er der Kondukteur ist. Das jüngste Kind wird am wenigsten vom Vater beachtet, es ist ein kleiner Knabe von kaum drei Jahren. Wie er die kleine Hand immer wieder vergebens ausstreckt und irgend etwas Unverständliches stammelt, verliert er zuletzt die Geduld, stampft mit den Füßen und sagt: „Süßen Pa Peter nich leiden mag!" und läuft dann auf die andere Seite der Fahrstraße. Da steht pfeifend sein guter Freund Claussen, der Pferdeknecht. Er hebt den Kleinen auf den hohen, weißen Schimmel und läßt ihn darauf reiten.

Der Kondukteur und das kleine Mädchen sitzen Hand in Hand da und betrachten schweigend den glühenden Abendhimmel. Der größere Knabe spielt für sich allein, und der Kleine drüben jubelt laut.

Acht Minuten sind um. Das kleine Mädchen steht auf und nimmt dem Bruder die Geldtasche und die Blechtrommel ab, um sie dem Vater umzuhängen.

„So, und nun mache Dir auch den Rockkragen recht hoch! Es ist Ostwind, der thut so weh!"

„Danke, danke, mein Lenchen! Ja, so ist das warm und schön. Aber nu muß ich laufen! Adjüs, süßen Kinners!"

„Süßen Pa Peter wieder nich adjüs gesagt!" ruft der kleine auf dem Schimmel und streckt die Arme aus. Der Kondukteur, der schon wieder auf seinem Posten ist, schwenkt grüßend die Mütze. Der Kleine freut sich, klatscht in die Hände und macht eine hastige Bewegung. Ehe der Knecht ihn halten kann, liegt er am Boden. Der Vater springt vom Wagen. Im Nu ist er bei dem Kleinen. Die Geschwister sind auch herbeigelaufen. Gott sei Dank! Es ist noch nichts passirt. Der kleine Peter weint nur, weil die neuen blauen Strümpfe, die Lenchen ihm gestrickt hat, zerrissen sind. Der Pferdebahnwagen ist nicht mehr zu sehen. Der Kutscher hätte gewiß gewartet, aber er hatte von dem Geschehenen nichts bemerkt. Der Kondukteur muß laufen, und er läuft bis ihm der Schweiß in großen Tropfen von Stirn und Wangen perlt. Endlich hat er den Wagen erreicht. Seine Kniee zittern.

„Das war zu viel!" murmelt er und läßt sich im Wagen müde auf die Bank sinken. Es ist ja noch Niemand eingestiegen. Da kann er sich das schon erlauben. Doch nun muß er aufpassen, allmählich wird der Wagen sich nun füllen. Schneidend kalt ist der Ostwind, aber was hilft es? Fritz Ewers muß auf seinem Posten sein.

„Das war zu viel, das geht nicht gut!" murmelt der erschöpfte Mann noch einmal vor sich hin und schauert zusammen.

Ja, er hatte sich nicht getäuscht. Es war zu viel gewesen für den ohnehin nicht kräftigen Mann. Seit zwei Wochen schon liegt er schwer krank darnieder, und sein Lenchen pflegt ihn abwechselnd mit einer alten Frau aus der Nachbarschaft. Stundenlang sitzt die Kleine mit ihrem Strickzeug an seinem Bett und redet ihm tröstend zu. Hin und wieder schleicht sie in die Küche, um nach dem Rechten zu sehen, denn auch die Sorge für die Gesunden liegt auf den Schultern dieses zarten Kindes. Und Abends, wenn die kleinen Brüder schlafen, dann macht sie sich auf zwei Stühlen ihr Lager zurecht, ganz dicht neben des Vaters Bett. Der Kranke liegt ziemlich still während der Nacht, aber schlafen kann er nicht. Dann denkt er an die Zukunft seiner Kinder. Was wird aus ihnen, wenn er es nicht durchhält? In das Waisenhaus wird man sie schicken. Waisenkinder! Schrecklicher Gedanke! Aber nein! Er wird ja besser — muß besser werden, bei der guten Pflege.

Doch nicht nur in die Zukunft eilen seine Gedanken, auch in die Vergangenheit schweifen sie zurück. Wie hatte er so glücklich mit seiner jungen Frau gelebt! Ob auch Sorgen und Kümmernisse aller Art sie bedrückten, ihre Liebe war immer dieselbe geblieben in guten und schlechten Zeiten. Daß der Tod sie trennen und Eines von ihnen dahinraffen könne, der Gedanke war ihnen nie gekommen. Ganz plötzlich war das Schreckliche, das Unerhörte geschehen. Die Geburt des kleinen Peter kostete der Mutter das Leben, und das hatte der Vater dem armen Kinde nie recht vergeben können; und der Kleine Peter hatte es gefühlt, daß der Vater nicht dieselbe Liebe für ihn hatte wie für die beiden Anderen. Nun, da er krank und hilflos daliegt, macht Fritz Ewers sich bittere Vorwürfe über seine Lieblosigkeit diesem liebebedürftigen Kinde gegenüber. Wenn er so Stunde um Stunde daliegt, und der Schlaf ihn flieht, dann ist es ihm immer, als hörte er eine feine, betrübte Stimme:

„Süßen Pa Peter nicht leiden mag!"

Die Krankheit zog sich in die Länge. Es trat ein Rückfall ein, und der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Die alte Frau, die daheim ein krankes Enkelkind hatte, kam selten. Aber sie wußte den Kranken ja in guter Obhut. Lenchen war ein vernünftiges Mädchen, auf das man sich verlassen konnte. Nur die letzte Medizin, welche der Arzt verordnet hatte, durfte die Kleine dem Vater nicht geben.

Nur ein paar Tropfen durfte Fritz Ewers jeden Abend davon haben, und die gab ihm die alte Frau. Morphium!

„Wer zu viel davon bekommt, der wacht nicht mehr auf," hatte der Doktor gesagt, und darum fürchtete sich Lenchen vor dem unheimlichen Trunk und zitterte an allen Gliedern, wenn der Vater die Tropfen nahm.

In einer stürmischen Frühlingsnacht war es. Lenchen hatte zwei Nächte kein Auge zugethan, und nun hatte der Schlaf sie übermannt. Der Kranke, der sich Stunden lang in unerhörten Qualen auf seinem Lager hin und her geworfen hatte, lag nun ganz still da und betrachtete beim Schimmer der kleinen Nachtlampe die bleichen, ermatteten Züge seines Lieblingskindes. Seine Augen standen voll Thränen. Die Hoffnung auf Genesung hatte er aufgegeben. „Wenn es doch bald zu Ende wäre!" murmelte er leise, „ist denn dies noch ein Leben?"

Sehnsüchtig wanderten seine Blicke nach der gefährlichen Medizinflasche, die auf der großen Kommode stand. Ein paar Tropfen — und alles ist aus. Er versucht, sich aufzurichten, er steigt aus dem Bett — ein paar Schritte nur — sollten denn so weit nicht die Kräfte reichen? Nein — es ist unmöglich — seine Knie wanken, mit Mühe gelangt er wieder ins Bett und legt sich hin. Ein tiefer Seufzer entringt sich der gequälten Brust, und das Wimmern und Stöhnen fängt von Neuem an.

Da kommt es aus der Nebenkammer hereingetrippelt: „Süßen Pa Schmerzen! Klein Peter süßen Pa küssen will!" Und er kommt ganz dicht ans Bett.

Mit zitternden Armen umfängt der Kranke das Kind, und Thräne auf Thräne fällt auf das blonde Köpfchen. Eine Weile ist es still. Fritz Ewers hat auf Minuten seine Schmerzen vergessen, doch es dauert nicht lange, da werden die Qualen wieder schier unerträglich.

„Süßen Pa ordentlich Medizin nehmen," sagte der Kleine, „wir wollen Lenchen wecken."

„Nein, nein, Lenchen muß schlafen, klein Peter, hole Du mir die Medizin, aber leise, ganz leise! Lenchen soll nicht aufwachen, sie wird krank, wenn sie heute Nacht nicht schläft!" — Der Kleine nickt: „Leise, ganz leise, wo is süßen Pa seine Medizin?"

Einen Augenblick schweigt Fritz Ewers; er kämpft einen furchtbaren Kampf. Dann blickt er nach der Kommode hin, wo die Flasche mit Morphiumtropfen steht. Peter folgt den Blicken seines Vaters.

„Ich kann sehen: da ganz oben in der Ecke! Klein Peter muß einen Stuhl ansetzen!"

Der Vater nickt. „Aber leise, ganz leise, und wenn ich genug habe, die Flasche wieder hinsetzen. Kann Peter das auch?"

Der Kleine hat schon einen Stuhl an die Kommode geschleppt. „Das kann Peter schon!" sagt er zuversichtlich.

„Mein süßes Lenchen, verzeih' mir das!" murmelt der Kranke und faltet die zitternden Hände, aber ich kann das nicht mehr aushalten!"

Klopfenden Herzens folgt er den Bewegungen des Kindes. So, nun hat die kleine Hand die Flasche ergriffen, eine Minute noch und — —

Da stolpert der Kleine über einen Schemel, klirrend fällt die Flasche zu Boden, sie ist ganz zerbrochen, und die kostbare Medizin ergießt sich über den Boden.

Der kleine Peter ist einen Augenblick ganz starr, ganz fassungslos vor Schreck.

Fritz Ewers sitzt aufrecht in seinem Bett, mit weit aufgerissenen Augen, verzerrten Zügen, und sieht so geisterhaft blaß aus. Der Kleine fürchtet sich, wie er den Vater anblickt. Er wagt kaum, zu athmen, und bleibt wie angenagelt stehen neben den Scherben. Nach einer Weile aber schwindet die Furcht, er tritt an das Bett und schlingt die Arme um des Vaters Hals.

„Klein Peter will es nie wieder thun!" Dann klettert er auf's Bett und fängt an, dem Kranken mit seinen kleinen, weichen Händchen Stirn und Wangen zu streicheln.

„Süßen Pa muß einschlafen, einschlafen!"

Und das sanfte Streicheln, die lallenden, liebkosenden Worte des kleinen Kindermundes haben eine seltsam beruhigende Wirkung auf den müden, kranken Mann. Er schläft wirklich ein, so sanft, so fest, wie er es seit Wochen nicht mehr gekannt. Und wie der kleine Peter sieht, daß der Vater schläft, küßt er ihm ganz leise die Augenlider, legt sein Köpfchen ganz dicht an des Vaters Gesicht und schläft auch ein.

Und früh am nächsten Morgen, als der junge Arzt, der ein besonderes Interesse an der kleinen Familie nahm, ins Zimmer trat, fand er sie alle schlafend. Er erschrak heftig, wie er den kleinen Peter in des Kranken Bett liegen sah, und hob ihn schnell heraus. Doch dem Kinde fehlte nichts. Lenchen schlief ruhig weiter, während der kleine Peter, der gleich wach wurde, dem Doktor von den Erlebnissen dieser Nacht erzählte.

„Der Vater wird jetzt bald gesund sein," sagte der Arzt, als er des Kranken Puls fühlte, „Medizin braucht er nicht mehr, aber heute Abend sollst Du ihm wieder mit Deinen kleinen Händen die Stirn und die Augen streicheln, bis er einschläft. Das nützt mehr, als alle bitteren Getränke und Tropfen!"

In diesem Augenblick schlug Fritz Ewers die Augen auf.

„Mein kleiner Peter!" sagte er leise, und seine Augen füllten sich mit Thränen. „Ich glaube, jetzt werde ich wirklich besser."

Der Arzt nickte. „Sie sind gerettet! Gott sei Dank, daß Sie wieder schlafen können!"

„Herr Doktor," begann Fritz Ewers mit unsicherer Stimme, „ich muß Ihnen noch etwas sagen und hätte eine Bitte!"

Während er das sagte, hafteten seine Blicke an den am Boden liegenden Scherben.

„Ich weiß alles, mein armer Freund, der kleine Peter hat es mir erzählt. Ich weiß auch, was Sie wollten."

Er stand auf und sammelte vorsichtig die Scherben auf.

„Daß mein kleine Deern es nur nicht merkt!" flüsterte der Kranke.

Der kleine Peter war herzugetreten, um dem Arzt zu helfen.

„Laß mich das allein thun, mein kleiner Mann! Und weil Du immer so brav bist, wollen wir es Lenchen gar nicht erzählen, daß Du so ungeschickt warst und die Flasche zerbrochen hast. So, nun ist alles fort, und sie merkt es gar nicht. Und morgen, wenn ich wiederkomme, dann bringe ich keine Medizin mit, aber eine Flasche Wein. Davon wollen wir alle trinken!"

Einiges über Alexander Dumas den Aelteren.

Ein adelstolzer Fremder, den der Ruhm und das Geld, welches Dumas einheimste, wüthend machten, ließ sich einst bei ihm einführen, um ihn zu ärgern. „Nicht wahr mein Herr," sagte er zu dem berühmten Roman-Schriftsteller, „Ihr Vater war ein Mulatte?" — „Ganz recht." — „Also war Ihr Großvater?" — „Ein Neger, mein Herr, versteht sich, ein Neger." — Ihr Urgroßvater, wenn ich fragen darf?" — „War ein Affe, mein Herr — — Meine Stammbaum beginnt, wo der Ihrige endet."

Dumas wurde einst von der Stadt Gavaillon unentgeltlich um Ueberlassung einiger seiner Werke behufs Gründung einer Gemeindebibliothek ersucht; der Dichter überließ bereitwilligst dieser Stadt die bis dahin erschienenen etwa 200 Bände seiner Werke mit dem Versprechen, auch noch die zu erscheinenden zur Ergänzung stets nachzutragen. Er bat sich jedoch als Gegenleistung aus, daß von den ausgezeichneten Melonen, die dort wachsen, ihm durch Gemeinderathsbeschluß eine lebenslängliche Rente von 12 Melonen jährlich zugesichert werde — eine saftige Rente!

Als Dumas bei einem Prozesse in Rouen von dem Richter nach seinem Stande gefragt wurde, antwortete er: „Erster Trauerspieldichter, wenn Corneille nicht hier geboren wäre," worauf jener lächelnd bemerkte: „Nun, es giebt ja in jedem Stande Abstufungen!"

Schlecht herausgeholfen.

„Warum bist Du denn neulich so schnell ausgerissen, als ich Dich anrief? Du hast wohl gedacht, ich wollte Dich anpumpen!?"

„Ja warum nicht gar! Weißt Du, der Arzt hat mir nämlich viel Bewegung verordnet!"

Widerspruch.

„Es ist doch eigentlich ein merkwürdiger Widerspruch."

„Was?"

„Wenn die Menschen l u s t i g sein wollen, gehen sie in eine W e i n stube."